

Erstes Hauptstück

Opfer für Bronja

*Had I but any time to lose
On this I would it all dispose.
Cease Tempter: None can chain a mind
Whom this sweet Chordage cannot bind.*

*Wer't not a price who'd value gold?
And that's worth nought that can be sold.*

Andrew Marvel

I.

Denke ich an Dymno zurück, dann sehe ich einen Wald von roten Schloten, dazwischen sich das Unterholz der menschlichen Wohnstätten duckt. Sie, die Schlote, waren die Herren unserer Stadt, ihnen wurde gefront und gezinst, sie waren das Wahrzeichen, welches die Werkenden in Gehorsam und Ehrfurcht hielt, und das Maß, wonach man die Besitzenden zu messen hatte: Wie im kaiserlichen Rußland einer nach der Menge der Seelen, die ihm hörig waren, eingeschätzt wurde, wie in Südamerika die Kopfzahl der Schafe den Reichtum ihres Eigentümers erkennen läßt, so war in Dymno Gradmesser des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ranges, wie viele Schornsteine für einen rauchten. Es gibt in Dymno kein Fabriksviertel. Im Anfang waren die Schlote, um sie herum, planlos, willkürlich, nach den Erfordernissen des Augenblicks, einer unvorhergesehenen Notwendigkeit, wie Kolonisten im Urwald (und eine Kolonistenstadt ist Dymno) schufen sich die Ankömmlinge aus dem Stegreif ein Dach über dem Kopf, eine Unterkunft für Weib und Kind, eine Zuflucht, wo sie die Nacht verbringen konnten – denn ihr Tag gehörte den Schloten –, und mählich schoß aus dem dünnen Steppenboden, der nichts anderes trug, weder Korn noch Baumfrucht, nicht einmal Kartoffeln oder Beerengesträuch, nur Schornsteine, die Stadt empor.

Siebzig Jahre nach ihrer Gründung – in meiner Kindheit – hatten die Reichen in ihren umgitterten Villen noch niedrige Keuschen zu Nachbarn, die aber bereits von marmornen Bankpalästen nach Berliner Vorbild zusammengedrückt und beiseite geschoben wurden; daneben gab es dreistöckige Wohnhäuser mit aussätzigen Mauern und Fenstern, die vor Ruß und Staub erblindet waren, – Bauplätze, worauf Kalk gelöscht wurde, – die Rohziegelwände aufwachsender Fabriken. An diesem ärgerlichen Durcheinander vorüber floß, regenbogenschillernd von den Abwässern der Fabriken, faulig riechend in trockenen Sommern, plätschernd, rauschend, sprudelnd, wenn der Herbsthimmel feucht und tief über Dymno hing, die offene Gosse; vorüber an dem ungeordneten Nebeneinander von Reichtum und Entbehrung sprengten, wo Raum für sie gelassen war, mit funkensprühenden Hufen und klatschenden Roßschweiften, in vierfachen Reihen, die Kosakensotnjen, aus jeder Hand sauste vielgeteilt und blind eine Nagaika auf die Fußgänger nieder, um die Flüchtenden in Haustore und Seitengassen zu treiben.

Neben unserem stillen, vornehmen Gäßchen, dem einzigen seiner Art in Dymno, lag, ich brauchte nur um die Ecke zu biegen, die

Kleinstadt, das Dorf. Niedrige Häuser, ebenerdig meist, mit winzigen Fenstern, Schaufenstern, worin sich das Leben der Armut, das Still-Leben der Armut darstellte: in geflochtenen Strohtaschen, langen Pfeifen mit bemalten Porzellanköpfen, Abziehbildern, Zinnsoldaten, Schultaschen, gedrehten roten Wachskerzen mit befransten Papiermanschetten in Leuchtern aus Milchglas, Schürzen aus Wachstuch, runzeligen Äpfeln, Pfeffernüssen und Sonnenblumenkernen – und gleich daneben das Sterben der Armut in schwarzlackierten Totenkisten, versilberten Kindersärgen, bunten Perlenkränzen, worüber ein pausbäckiger Gipsengel seine Flügel ausbreitete. Nahm ich auf meinem Schulweg aber die andere Richtung, bog ich um die entgegengesetzte Ecke, dann hatte ich an spiegelnder Drehtüre vor mir einen goldbetreßten Türhüter mit mächtiger Bärenfellmütze, der dienernd zusammenknickte vor zwei Herren (Herr über ein Dutzend Schornsteine jeder), welche mit hochgeschlagenem Pelzkragen, aus dem die zerdrückte schwarze Schmetterlingsmasche vorsah, glasigen Auges, mit blauen Wangen und geröteter Nase alles Mißbehagen einer verzechten und verspielten Nacht auf ihrer Miene, aus einer der grün ausgeschlagenen Logen des Grand Hotels kamen, zu einer Stunde, wann kleine Buben, Nase und Wangen gleichfalls blaurot – aber von der beißenden Morgenluft –, auch mit schlechtem Gewissen, aber nicht um eines unmäßigen Spielverlusts, sondern um eines schlecht präparierten Aorists willen – in das Gymnasium wanderten.

Das Grand Hotel mit seinem weiten Speisesaal, der von einem riesigen karmesinroten Teppich den Namen „Malinowa“ – die Himbeere – trug und Tanzdiele, Kabarett und Restaurant zugleich vorstellte, seinen grünen Geheimzimmern, wo Hasardspieler in Sicherheit vor den Streifungen der Polizei ihre Schlitten gleiten lassen und ihre Jetons hinschleudern konnten, – seiner Bar, wo hinter russischen und französischen Leckerbissen Wodkaflaschen und goldene Champagnerflaschenhalse vorguckten – dieses Sammelbecken für allen Reichtum, alle Eleganz und alle Liederlichkeit, welche die Schlote von Dymno hervorgebracht hatten, war für uns Schüler ein zeitgemäß ausgestattetes Schlaraffenland. Viele von uns ertrugen die Beschränkungen ihrer Vorläufigkeit, die herablassenden Bemerkungen, die sie sich von den Befreundeten ihrer Eltern gefallen lassen mußten, den entwürdigenden Tadel der Lehrer und die Gleichförmigkeit eines Tageslaufs, worin alles und jedes, über unseren Kopf hinweg, für uns vorbestimmt war, – viele ertrugen diese Gefangenschaft ohne auszubrechen nur in dem Bewußtsein ihrer zeitlichen Begren-

zung: Das Zeugnis über die Reifeprüfung war der Paß, der den Söhnen der Schornsteinreichen den Eintritt durch die Drehtüre des Grand Hotels freigab und den minder Begüterten die Kneipe oder das sozialdemokratische Versammlungslokal – das freilich als Kegelbahn, Tanzboden oder Abendschule ausgegeben wurde, – eins wie das andere für uns der Inbegriff der endlich errungenen persönlichen Freiheit.

Der Inbegriff von Gefangenschaft und Unterdrückung hingegen war für mich der Herr von Ingeleben, ein zwerghaft kleiner, alraunenhaft zerknitterter Balte, der, ich weiß nicht durch welche Verbindungen und Zusammenhänge, Direktor des deutschen Gymnasiums von Dymno geworden war und für dieses stand, wie die Schlote für die Stadt standen. Ich kannte ihn längst vom Sehen, in Berührung mit ihm kam ich aber erst auf einer höheren Stufe meines Schülerlebens, nachdem die Deutschen meine Vaterstadt besetzt hatten.

Die russischen Krongymnasien wurden augenblicks geschlossen, mein Bruder und ich, wir standen nun von einem Tag zum anderen ohne Schule und Unterricht da, und obwohl wir beide weder Büffler noch Musterschüler waren, kam es uns doch hart an, daß wir nun ein Jahr verlieren, ein Jahr länger in der Sklaverei verharren sollten – und wer von uns konnte voraussagen, ob nur ein einziges Jahr?

Meinem Bruder, der gerade die oberste Klasse begonnen hatte und die Stunde seines Freispruchs ungeduldig heranzwartete, glückte es noch, mit dem letzten Zug nach Moskau zu entkommen, wo er allerdings bald völlig von uns abgeschnitten war; spärlich nur langten Nachrichten von ihm ein, meist „bei Gelegenheit“, wie man im achtzehnten Jahrhundert zu sagen pflegte, von der Oktoberrevolution an blieben sie aus, wir gaben ihn verloren, es war eine glückliche Überraschung für uns, als er kurz vor Ausbruch des russisch-polnischen Krieges wiederkam, um in unser Heer einzutreten.

Sehr gern hätte ich ihn nach Moskau begleitet, er war mein Freund, mein bewundertes Vorbild, die Trennung von ihm fiel mir schwer, auch lebten wir alle im geistigen Sinn von Rußland, nicht nur der Sprache nach, wir dachten in russischen Vorstellungen. Leider fanden die Eltern mich zu jung für solche völlige Freiheit und Selbständigkeit, mein Vater zog es vor, mich im deutschen Gymnasium – der „Enklave Ingeleben“, wie es genannt wurde – unterzubringen.

Der Übergang fiel mir nicht leicht. Wenn ich auch durch Reisen im Ausland, und durch eine Dresdner Gouvernante in Übung

gehalten, ziemlich fließend Deutsch sprach, ging es mir doch mit dem Schreiben weniger gut. Auch wich der Lehrplan beträchtlich von jenem der russischen Krongymnasien ab, es wurden mehr Sachkenntnisse als ihre persönliche Bewältigung und Verarbeitung gefordert, das Schlimmste aber war für mich, daß die Professoren uns Schüler nicht als jüngere Freunde ansahen, mit denen sie sich in den Pausen – manchmal auch während des Unterrichts – in leidenschaftliche Diskussionen einließen: Bewahre, in der „Enklave Ingeleben“ wurde eine beinahe militärische Zucht geübt, es wurde schweigende Unterwürfigkeit, widerspruchsloses Nachgeben verlangt und erzielt, wir waren in eine wehrlose Abhängigkeit hinabgedrückt, die mir wenige Monate früher unvorstellbar geschehen hätte. Dazu kam, daß meine Kollegen, in welche Parteigungen und Klüngel sie sonst auch zerfallen mochten, gegen den „Neuen“, den Polen, augenblicks als geschlossener Wall zusammenhielten, ohne jede Aufmunterung für mich, die etwa einen Anschluß erlaubt haben würde. Waren sie untereinander, dann gliederten sie sich in zwei deutlich geschiedene Lager: Das zahlenmäßig und gesellschaftlich bedeutendere formte sich aus den Söhnen der altansässigen Familien, welche Dymno gegründet hatten, Einwanderern aus Oberschlesien oder Ostpreußen, die von der russischen Regierung als Gegengewicht für die rasch zugezogenen Polen geschätzt, ermutigt und in jedem Belang gefördert wurden. Sie hielten klettenhaft zusammen und schlossen sich, die Eltern sowohl wie ihre Nachkommenschaft, gegen slawischen Umgang und Einfluß vollkommen ab. Gemeinsame Sprache und Herkunft gaben ihnen inmitten der fremden Umgebung ein Zusammengehörigkeitsbewußtsein, welches alle Unterschiede an gesellschaftlichem Rang, an Bildung, Vermögen und Lebensgewohnheiten ausglich und wesenlos machte. Ihr Volkstum ließ sie als Ganzes erscheinen und züchtete in ihnen eine Überlieferung, die sich in der Schuljugend fortsetzte.

Die zweite Gruppe vereinigte die Söhne deutscher Ingenieure, Monteure und Meister, die in unseren Fabriken arbeiteten. Viele darunter waren erst kürzlich zugezogen, sie hatten sich zu Dymno entschlossen wie zu einer Auswanderung nach Alaska oder Transvaal und unter ähnlichen Voraussetzungen wie jene, von denen Goldgräber sich leiten lassen: auch ihnen ging es nicht so sehr darum, in der Gegenwart leichter zu leben, als vielmehr, den Überschuß ihres ausgiebigen Gehalts – in ihrer Ausdrucksweise gesprochen – „auf die hohe Kante zu legen“, damit sie später das Ersparnis in die Heimat mitnehmen und in einer eigenen kleinen

Fabrik anlegen könnten: Dieses Ziel vor Augen, nahmen sie die Verbannung nach Dymno auf sich, gaben sich folglich auch gar keine Mühe, bei uns Wurzeln zu fassen, abschätzigen Blicks musterten sie uns und unsere Einrichtungen, jeder Satz eine Verurteilung des Gegebenen und im gleichen Atem ein Verbesserungsvorschlag; niemals wich der Ausdruck unantastbarer Überlegenheit bei ihnen aus Miene und Stimme. Diese Gruppe hatte es gar nicht nötig, sich gegen uns abzusperren, es gab zwischen uns keine Berührungspunkte.

Die gemeinsame Feindseligkeit der beiden untereinander geschiedenen Lager gegen die Einheimischen und Bodenständigen zeigte sich immer unverhohlener, je häufiger Herr von Ingeleben die Maske wohlwollender Neutralität fallen ließ, um bei fortschreitendem Waffenglück der deutschen Heere ein straffes preußisches Regiment im Gymnasium einzuführen. Am 27. Jänner 1917 beispielsweise gab es eine vorbereitete Szene, die Ingeleben mit unserem Primus aufführte. „Lützendorff, welchen Festtag“, frug er seinen Liebling, „haben wir heute?“

Lützendorff, die Hacken kriegerisch zusammenschlagend, antwortete forsch: „Heute feiern wir den Geburtstag *unseres* erhabenen Monarchen, Kaiser Wilhelms II.“ Er fuhr dann in einer Lebensbeschreibung und Verherrlichung Seiner Majestät fort, kam aber nicht weit darin, denn ich zeigte auf und frug mit harmloser Miene, seit wann wir denn zum Deutschen Reich gehörten. (Auch die Lützendorffs waren nämlich russische Untertanen – so gut wie der Direktor –, Ehrenbürger von Dymno überdies, und hatten sich zur Zarenzeit bei jeder Ergebenheitskundgebung an die Spitze gestellt.) Ingeleben, den meine Unverschämtheit erboste, fuhr, wie der Teufel aus der Spielschachtel, mit einem Ruck in die Höhe, zusehends wachsend, aus jeder Falte seines Wechselbalggesichts sah mich gekränkter Vorwurf an, sein kreischendes Stimmchen belehrte mich, daß wir uns hier, in einem deutschen Gymnasium, gewissermaßen wie in einer Botschaft, auf exterritorialem – auf deutschem Boden befanden, wo er und seine Schüler, auch wenn man von der gegenwärtigen politischen und militärischen Lage ganz absah, sich froh und stolz zu ihrem Volkstum bekennen durften. Falls das den anwesenden Polen und Russen, einer verschwindenden Minorität, aber nicht passe, gebe er ihnen Erlaubnis, sich stillschweigend zu entfernen, nicht aber – er fuhr mit der flachen Hand erledigend durch die Luft – die vaterländische Feier durch naseweise und alberne Bemerkungen zu stören.

Ich sah mich nach meinen Landsleuten um, sie blickten alle in ihre

Hefte und taten, als hätten sie nichts gehört und als ginge mein kurzes Wortgefecht mit dem Direx sie nicht das mindeste an. Also setzte auch ich mich wieder, aber ich hatte den Volksbewußten anscheinend doch die Stimmung verdorben, denn die Kaiserfeier fand ein vorzeitiges Ende.

Von jenem Januarmorgen an „setzte sich“ der Direktor – wie es im Schüler-Rotwelsch heißt – auf mich, ich rückte zum bestallten Sündenbock der Klasse auf. (Unsere Beziehung hat sich später, als Ingeleben eine Häutung zum polnischen Patrioten durchgemacht hatte, von seiner Seite her gebessert: wann immer er mich, wenn ich nach Dymno kam, auf der Straße nur von weitem sah, griff er zuerst nach seinem Hutrand und winkte mir mit beiden Ärmchen zu. In der Zeit unseres Kampfes aber hätte ich ihm solchen Gesinnungswechsel nicht zugetraut, bei aller Gegnerschaft fühlte ich, wie meine Kollegen, höllischen Respekt vor ihm, ich hatte zweifelsohne, wenn nicht in der Liebe, so doch in der Achtung meiner germanischen Kameraden einen Fortschritt gemacht, weil ich mich ihm zu widersetzen gewagt hatte.) Nachmals wunderte es mich oft, daß es uns nie einfiel, das kleine Männchen, wenn es uns unangenehm wurde, auf den Ofen zu setzen, so lange, bis es uns mildere Umgangsformen verspräche, – aber nein, so etwas hätte als Blasphemie gegolten, der Direx genoß göttliche Ehren, ihn angegriffen zu haben ergab zuletzt eine Art herostratischen Ruhms.

Es ist mir übrigens nicht gut bekommen.

Ich nahm mich zusammen wie nie zuvor während meines Schülerdaseins; hatte ich früher keinen Ehrgeiz gezeigt, für aufmerksam oder fleißig zu gelten – jetzt wurde ich beides, bloß um dem Herrn von Ingeleben zu beweisen, ich sei jemand, der das Recht auf eine selbständige Meinungsäußerung habe; der Direktor aber übersah meinen neuen Eifer vollkommen, er begann auch mich zu übersehen. Auch gab es für mich eine Falle, die außerhalb des Unterrichts mich gefährdete. Es war uns im Schulgebäude zu rauchen verboten, die deutschen Kollegen, in allem etwas kindlicher als wir Slawen, fügten sich, von den Polen und Russen konnte man's nicht erwarten, es läßt sich denken, in welches Lokal wir unser Tabakskollegium verlegten. Einmal nun läutet es, ehe ich mit meiner Zigarette fertig bin, und wie das Unheil es will, stoße ich im Gang mit dem Direktor zusammen, ich verstecke die Zigarette hinter meinem Rücken, er aber schnuppert, greift nach meiner zurückgebogenen Hand – und verbrennt sich. Er fährt mich an, gebraucht ein Wort, das ich mir nicht gefallen lassen darf, ich erwidere gehörig scharf, er wird immer wütender, wäre er nicht

um so vieles kleiner gewesen als ich, dann hätte er mich wohl geohrfeigt, so aber zog er sich auf seine Macht als Schulgewaltiger zurück und kreischte mit seinem Fistelstimmchen: „Sie werden an dieses Zusammentreffen noch denken!“

Seine Absicht war, mich auszustoßen, hätte er das getan, dann würde er mir die Universität versperrt haben, mein Vater legte sich ins Mittel, es wurde vereinbart, daß ich dem Unterricht nicht mehr beiwohnen, trotzdem aber ein Zeugnis über das Schuljahr, das mich zum Aufstieg in die nächste Klasse eines anderen Gymnasiums berechnete, erhalten sollte. – Wo aber gab es dieses „andere“ Gymnasium? Nicht in Dymno jedenfalls.

Gegen Sommerende erhielten wir Besuch aus Warschau, von einem Dr. Juliusz Przygode, er hatte eine Kusine meiner Mutter, Bronja Hegemann, geheiratet, die Verwandten warnten uns vor ihm, er sei „ein fragwürdiger Charakter“, meine Eltern aber achteten seinen akademischen Grad und nahmen ihn freudig auf. Als er von meinen Schulnöten hörte, wußte er einen Ausweg: In Warschau waren eben, unter dem Schutz der deutschen Regierung, polnische Gymnasialkurse errichtet worden; „als Köder für uns dumme Polen“, meinte der deutschenfeindliche Przygode, indem er eine Grimasse schnitt. Mit etwas übertriebener Herzlichkeit bot er mir sein Haus zur Unterkunft an, seine Frau würde mich ebenso willkommen heißen wie er selbst. Dank den angenehmen Zeitläufen, erklärte er, müsse er sich nun völlig dem Spitalsdienst widmen und auf seine Privatpraxis verzichten, er könnte mich also ganz gut in seinem Sprechzimmer unterbringen: „Du kannst auf dem Operationstisch schlafen“, schloß er mit krampfhafter Witzigkeit.

Was mir verborgen blieb, war der Grund seines Besuchs. Przygode war gekommen, meinen Vater um ein Darlehen anzugehen, und es war ihm mit einer ziemlich bedeutenden Summe ausgeholfen worden. Von einem Pensionspreis für mich war folglich nicht die Rede, ich habe mich, da mein Vater auch weiterhin die Geldangelegenheit beschwieg, noch lange als Gast der Przygode gefühlt, nicht als Mieter und Kostgänger.

Meine Kusine, Przygodes Frau, kannte ich nur flüchtig, seit Kriegsbeginn hatte ich sie nicht mehr gesehen. Es übte eine gewisse Wirkung auf mich, daß sie wie meine Schwester Bronislawka hieß und ihr auch etwas ähnlich sah: genauso große dunkle Augen, ebenso üppiges braunblondes Haar, die gleichen starken Backenknochen und fast die nämliche leicht aufgestellte Nase, bei meiner Schwester war das alles noch unfertig, eine Skizze gleichsam, Bronja Przygodowa aber war das ausgeführte

Bild. Eine slawische Schönheit war sie, bei der man die Züge nicht zergliedern darf. „Man soll bei mir“, pflegte sie zu sagen, „nur ja nicht auf das Detail eingehen, zum Glück kommt es ja immer auf den Gesamteindruck an“: Sie wußte schon, daß sie sich auf ihren Gesamteindruck verlassen konnte.

Trotzdem ich ihr, ohne es auch nur zu merken, augenblicks verfiel, habe ich mich anfänglich in Bronjas Haus gar nicht wohlgefühlt, und „wohlgefühlt“ im eigentlichen Sinn, dem des Behagens und der Zufriedenheit, habe ich mich auch später dort nicht – nur daß ich dann diese Wohnung samt allen ihren Mißständen und Unzulänglichkeiten mit keiner anderen hätte vertauschen mögen. In der ersten Woche aber wäre ich am liebsten ausgerückt, so unerträglich schien mir meine neue Umgebung.

II.

Das Haus, worin das Ehepaar Przygode damals wohnte, hat als Schauplatz entscheidender Ereignisse in meinem späteren Leben einen bedeutenden Raum eingenommen, besteht in mir fort wie eine unvergeßliche Persönlichkeit, die ich einst gut gekannt habe. Es liegt dem Sächsischen Garten gegenüber, ein einstöckiges Gebäude mit vielfenstriger Front; der Schauwand nach wirkte es sehr anständig, beinahe vornehm, trat man aber nur erst in den Flur, dann hatte man die vorgefaßte gute Meinung eilends zu berichtigen, Aug und Nase wurden gleichermaßen beleidigt. Immer roch es dort nach Zwiebeln und schimmligen Kartoffeln, von den Wänden war der Verputz abgefallen, sie glichen der Haut eines Aussätzigen, die hölzerne Stiege mit ihren Beulen und Löchern gefährdete den Fuß bei jedem Tritt. Dieser Eingang war nicht vielversprechend, leitete aber ganz passend zu der Mischung von angestrebtem, aber schäbigem Prunk und unverhüllter Verwahrlosung über, welche die Wohnung meiner Verwandten darstellte. In späteren Jahren habe ich mich vor den abgewetzten Plüschsesseln und schadhafte Teppichen manches „möblierten Zimmers“ an Bronjas Heim erinnert gefühlt; als ich es das erste Mal betrat, kam ich aus meinem ordentlichen, nach Bienenwachs, Holzpolitur, Silberseife und Reinlichkeit riechenden Elternhaus, ich war an spiegelnde Fußböden, blanke Fenster, glänzende Messingklinken und schimmernd weißes Tischzeug gewöhnt, und hatte ich bisher auch keinen Wert auf solche Dinge gelegt – wie selbstverständlich sie mir waren, merkte ich erst daran, daß sie mir abgingen.